



dtv

FLEISHMAN STECKT IN SCHWIERIGKEITEN

ROMAN

TAFFY BRODESSER-AKNER

Tja, Leute, was soll ich sagen? An diesem Wochenende verlor Toby einen ganzen Tag seines Lebens. Oder vielleicht sogar mehr? Vielleicht anderthalb Tage? Zwei Tage? Unser Freund Seth rief ihn in der Zeit zweimal an. Sein Anruf ging auf die Mailbox, sobald Toby gesehen hatte, dass der Anrufer Seth war. Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter, er merkte, dass er schon seit einer Stunde aufs Klo musste, und irgendwann kam ihm sogar die Idee, etwas beim Chinesen zu bestellen (gedünstetes Hähnchen mit Gemüse, keine Wasserkastanien, bitte). Doch vor allem surfte er auf der Welle der Nachrichten, die er erhielt – von Frauen, die auf jeden seiner Witze mit LOL reagierten oder Fotos schickten und sein resigniertes Herz mit zweideutigen Anspielungen zum Glühen brachten. Manche schickten Emojis wie [lächelndes Gesicht] oder [blinzelndes Gesicht]. Manche schickten ganze Opern von Emojis, zum Beispiel: [Frau-mit-winkender-Hand-Emoji] plus [Bauarbeiter-Emoji] plus [Mann-und-Frau-Emoji] plus [Badewannen-Emoji], und ihm fehlten glatt die Worte, um zu beschreiben, wie sehr ihn das antörnte. Er wischte übers Display, und wischte, und wischte, ganz geplättet von der schieren Fülle. Gesicht, Gesicht, Gesicht, Gesicht, ganzer Körper, Gesicht, Gesicht, nur Schlüsselbein, Gesicht, Gesicht, Gesicht, nur Arschritze, Gesicht, Zunge, nur hervorblitzender Busen, oh Mann, nur Lippen, Gesicht. Am zweiten Tag wurde es schon dunkel, ehe ihm klar wurde, dass er auf manche dieser Gespräche Taten folgen lassen könnte. Und es wurde ihm klar, weil eine Frau, mit der er chattete, ihm schrieb: *Also, krieg ich das hübsche Gesicht bald mal zu sehen?* Ihm wurde klar, dass das, was da in seinem vom vielen Hantieren inzwischen ganz schmierigen, heißen Handy vor sich ging, auch in der realen Welt passierte. Er sah kurz auf und spürte, wie sehr es seine Augen anstrengte, den Raum um ihn herum in den Fokus zu nehmen. Ihm war seit Stunden das Lächeln nicht von den Lippen gewichen, doch als er sich jetzt umsah, bemerkte er, dass der Raum dunkel war, und leichte Panik befiel ihn, denn plötzlich wurde ihm auch klar, dass nur sehr wenig in der Welt genauso stillstand wie das hier, dass die treibenden Kräfte des Daseins einen immer wieder aus diesem dissoziativ vegetierenden Zustand rissen.

Anfangs war er bei seinen Such-Vorgaben in Sachen Alter demokratisch vorgegangen. Jede Frau über fünfundzwanzig, die noch nicht tot war, galt als Freiwild, so schien ihm. Doch die jungen Frauen langweilten ihn bald. Nicht, weil es wehtat zu sehen, wie jung sie waren, wie schön ihre straffe Haut schimmerte, wie gern sie ihre drallen Arschbacken über ihren Schenkeln auf und ab wippen ließen, als hätten sie Sprungfedern – auch wenn es natürlich absolut wehtat, das alles zu sehen. Und auch nicht, weil sie offenbar meinten, so bliebe es immer, oder weil sie ihre Jugend ganz bewusst schamlos genossen, wenn sie ahnten, dass dem doch nicht so war. Obwohl er es schlimmer gefunden hätte, wenn sie ihre Jugend genossen, weil sie wussten, dass sie nicht von Dauer war. Wer handelte schon so vernünftig? Sondern deshalb, weil er es nicht ertrug, mit Frauen zu tun zu haben, die

nicht wirklich verstanden, dass alles Konsequenzen hatte, dass die Welt allen sorgfältig ausgeklügelten Lebensplänen zum Trotz willkürlich mit einem Umsprung. Und das lernte man nur, indem man es durchlebte. Das lernte jeder von uns nur, indem er es durchlebte.

Toby wusste, dass alles Konsequenzen hatte. Vor und nach seinen Tête-à-têtes gab es immer so eine Art von Gespräch. Aber er lernte schnell, dass diese Gespräche das Potenzial hatten, einen Todeswunsch in ihm auszulösen. Menschen unter vierzig waren optimistisch. Mit Blick auf die Zukunft optimistisch, sie waren nicht willens zu glauben, dass ihre Zukunft mit erschreckender Sicherheit ihrer Gegenwart gleichen würde. Sie waren *dynamisch*. Dynamik konnte er im Augenblick jedoch nicht ertragen.

Und praktisch fast alle wollten noch Kinder – selbst die, die das Gegenteil behaupteten, aus irgendeinem albernen Bedürfnis, cool zu wirken, oder wild, oder verletzlich, oder mehr wie ein Mann. Als ob es das wäre, was Männer wollten. Diese jungen Frauen waren durch Freundlichkeit leicht abzulenken, doch Toby wollte sich keine Sorgen machen müssen, dass seine Freundlichkeit bei den Frauen Hoffnungen auf eine ausbaufähige, in die Zukunft weisende Perspektive auslöste. Er konnte sich im Moment nicht mal eine Perspektive für sich selbst ausmalen, und erst recht keine ausbaufähige, in die Zukunft weisende. Das war ein unpopulärer Standpunkt für einen Mann in seiner Lage, das wusste er – und unser Freund Seth hätte ihm das kaum geglaubt, wenn er es zugegeben hätte; dessen eigene Such-Vorgabe bei Hr ging bei zwanzig los, bis siebenundzwanzig höchstens, trotz der Tatsache, dass Seth genau wie wir einundvierzig war.

»Warum dann nicht neunzehn?«, fragte Toby. »Oder sogar achtzehn? Ist alles legal.«

»Ich bin doch kein Perverser«, sagte Seth, wenngleich es buchstäblich Hunderte von Frauen gab, die Seth absolut als Perversen eingestuft hätten.

Also änderte Toby seine Such-Vorgabe auf achtunddreißig bis einundvierzig, und dann, was soll's, auf vierzig bis fünfzig, und da fand er seine Goldmine: unersättlich geile, sexuell neugierige Frauen, die sich ihres Werts bewusst waren, die etwas Neues ausprobieren wollten und deren Gesichter ihm keine existenziellen Fragen über Jugend und Verantwortung aufdrängten. Dort fand er Frauen, die meisten geschieden, durch deren Adern seit ihrer Entlassung aus den ehelichen Pflichten ein fulminanter zweiter Energieschub rauschte, ein Staunen über die neuen Möglichkeiten, was er selbst übers Handy wie ein Pheromon riechen konnte.

Und es hatte noch andere Vorteile, sich mit Frauen seines Alters zu treffen. Ihre Profilbild-Posen waren nicht so pornomäßig wie die der jüngeren. Nur diese seltsame Generation der Millennials schien zu meinen, dass ein Biss auf die Unterlippe, ein geöffneter Mund, halb geschlossene Augen oder eine total zurückgelehnte Pose (wo waren denn ihre Hände?) verführerisch wirkten – dass nur frivole, halb besinnungslose Unterwerfung einen Mann antörnte. Vielleicht war es bei manchen ja auch so – bei den

jungen Männern zum Beispiel, deren erste wesentliche sexuelle Beziehung die zur Pornografie war –, aber nicht bei ihm. Frauen, die ein hübsches Foto mit lächelndem Gesichtsausdruck machten, die direkt und ungekünstelt in die Kamera blickten – das waren die Frauen, die ihn interessierten. Frauen, die noch einmal von vorn begannen, genauso wie er, und wie frisch geschlüpfte Küken im Nest eben erst ihre Augen öffneten, auch genauso wie er. Langsam, ganz langsam begann er, durch ihre Fotos und Profile einen Weg aus seiner Stagnation zu erkennen. »Es ist, als würden sie mir den Weg zeigen«, sagte er zu mir. »Als würden sie mich zur nächsten Version meiner selbst führen.« Durch diese Frauen und ihr Selbstvertrauen hatte er begonnen, einen Weg zurück in die Welt zu finden.

Und was lernen wir daraus? Immer schön das Formular ausfüllen, auch wenn es einen noch so graust. Und was lernen wir noch? Immer das tun, was man will, und nicht das, was man wollen soll. Überall um ihn herum fanden sich Gebrauchsanweisungen fürs mittlere Lebensalter: das Auto, das man fahren sollte; die Cocktaillkellnerin, die man vögeln sollte. Mehr und mehr kam er zu der Überzeugung, dass er das alles ausblenden und sich selbst fragen musste, was seine besondere Situation erforderte. Und es war nie ein Sportwagen und nur selten eine Cocktaillkellnerin.

Als er an diesem Morgen also den Central Park betrat, um sich noch einmal zu vergewissern, dass all seine New Yorker Mitbürger eine wilde Horde Sexwütiger waren, die es ohne einen echten Orgasmus nicht bis zum Lunch schafften, begann sein Handy zu klingeln – was ihn einen Augenblick lang richtig erschreckte. Joanies keusches Ausweiskonterfei der internen Krankenhaus-App schimmerte plötzlich auf, legte sich über das Foto einer Personal-Trainerin im Bikini und verwirrte den Datenfluss seines Hirns, das schon ganz auf Wollust eingestellt war.

»Wir haben eine Konsultation in der Notaufnahme, nicht ansprechbare Frau«, sagte Joanie.

»Okay, bin in zwanzig Minuten da«, erwiderte Toby. »Ich hatte heute Morgen überraschend die Kinder.«

Er legte auf und sah, dass eine Nachricht gekommen war. Von Tess.

Bleibt's bei heute Abend?

Er hasste es, die Kinder allein zu lassen, vor allem an einem Freitagabend. Aber noch stärker als das hasste er Rachel. Sein Wochenende sollte erst morgen beginnen. Ach, scheiß drauf, dachte er.

Natürlich. Freu mich schon.

EHRlich, KEINER VON uns hätte geahnt, dass es bei Toby mal so endet. Wir waren zwanzig, als wir uns in der Studienzeit während eines Auslandsjahrs in Israel kennenlernten. Wir wussten noch nicht, dass es verschiedene Varianten von Unsicherheit gab; wir hielten uns alle für maximal unsicher, und ja, diese Unsicherheiten prägten sich unterschiedlich aus, aber wir litten alle. Doch wir vertrauten auch alle darauf, dass wir diese Phase letztlich überwinden würden. Wir wussten noch nicht, dass es keine Garantie auf eine glückliche Zukunft gab, dass man kein Recht darauf hatte. Aber um wieder zurück zu Toby zu kommen: Wir wussten nicht, dass seine Kindheit als zu kleiner, dicker Junge ihn in seinen eigenen Augen inakzeptabel gemacht hatte – zuerst in den Augen seiner Mutter, dann in seinen eigenen und dann, wie eine selbsterfüllende Prophezeiung, in den Augen aller. Da wussten wir noch nicht, dass er nicht mehr wachsen würde – er hatte mal irgendwo gelesen, dass junge Leute manchmal mit Anfang zwanzig noch ein paar Zentimeter in die Höhe schossen. Vor allem aber wussten wir da noch nicht, was für einen ernsthaften Schaden es bei ihm angerichtet hatte, dass er als Mann mit Begierden auch begehrt werden wollte, es aber nie erlebte.

An dem Abend vor zwanzig Jahren in Israel, als wir uns kennenlernten, saß er auf dem Boden einer Touristenfalle namens Hous [sic] of Elixir, wo es warmen Wein in Gläsern mit Zuckerrand gab. Schon der Gedanke daran ist heute widerlich, aber damals wirkte es exotisch. Im Hintergrund lief Bob Marley. Bob Marley war die einzige CD, die das Lokal besaß, und deshalb lief sie immer; das wussten wir zu dem Zeitpunkt allerdings noch nicht. Toby saß an eine der Wände gelehnt, den Blick nach links gerichtet, und sah zu, wie Seth sich an eine der Kellnerinnen ranmachte. Seth war groß, sportlich und hatte den leicht strubbeligen Haarschopf eines Privatschulzöglings. Tobys Haar hing nie so herunter, wenn er es wachsen ließ; es wuchs einfach nur in die Höhe und stand ab. Er und Seth teilten sich seit Kurzem ein Wohnzimmer. Sie hatten sich drei Tage vorher kennengelernt und waren seitdem jeden Abend zusammen losgezogen, und jeden Abend wieder sah Toby Szenen wie diese. Am zweiten Abend fragte er sich schon nicht mehr, ob es ein wunderbarer Glücksfall war, Seth als Mitbewohner zu haben, oder das Schlimmste, was seinem ohnehin schon angekratzten Selbstbewusstsein passieren konnte.

Die Kellnerin hatte die letzte Stunde damit zugebracht, Seth zu ignorieren, vermutlich gewöhnt an die hypnotische Wirkung, die sie auf gerade erst angekommene amerikanische Studenten hatte. Aber sie hatte noch nie mit Seth zu tun gehabt. Er fragte sie immer wieder, wie man verschiedene hebräische Wörter auf der englischen Speisekarte aussprach. Das waren doch alles nur sachliche Fragen, warum sollte sie die nicht beantworten? »Na los! Na los, nun sag schon!«, insistierte er. »Ich bin neu in diesem Land. Bitte, wir sind *compadres*, Gefährten, Landsleute.« Toby sah ihre Flutwasser auf Seth zuströmen, als wäre er der Mond. Sie wurde freundlicher und begann ihren Körper

weiter vorzubeugen, während sie die Wörter vorlas, auf die er zeigte, und dann sein Gesicht betrachtete, wenn er das Gesagte wiederholte. Es war unglaublich, wie die Leute vor Seth dahinschmolzen – wie Frauen vor den Seths dieser Welt dahinschmolzen. Toby war damals seit zwei Jahren auf dem College, lange genug, um zu lernen, dass die Highschool keine Ausnahmesituation gewesen war. Er hatte gelernt, dass er im Gegensatz zu Typen wie Seth für immer und ewig auf die Rolle eines Nebendarstellers festgelegt war. Woran auch immer das lag, er sah den Seths dieser Welt dabei zu, wie sie in aller Öffentlichkeit einen animalischen Balztanz aufführten, den er so niemals wagen würde.

Ich war mit dem Bus aus Tel Aviv gekommen, mit meiner Mitbewohnerin Lori, einer Rothaarigen mit vorstehenden Zähnen, die aus einem Teil von Missouri stammte, der nicht St. Louis war – es sollte der erste und auch einzige Abend bleiben, den wir jemals in unserer Freizeit miteinander verbrachten. Wir setzten uns neben Toby auf den Boden, und während Lori sich umschaute, sah ich ihm dabei zu, wie er Seth zusah, wie der der Kellnerin zusah – ein onanistischer Ringelpiez wie in den Fernsehreportagen des National-Geographic-Senders. Die Kellnerin saß inzwischen neben Seth. Ich hatte die Arme um die Knie geschlungen. Toby trank einen Schluck von seinem Wein und bemerkte, dass ich ihm zusah.

»Und ich dachte immer, die Israelis lernen in der Armee Verteidigungstechniken«, sagte er.

Er war aus Los Angeles und ging in Princeton aufs College, Hauptfach Biologie. Er stammte aus einer Familie von Ärzten und hatte schon immer etwas Medizinisches machen wollen. Ich war aus Brooklyn und stammte aus einer Familie von Mädchen, von denen erwartet wurde, dass sie aus dem Schlafzimmer ihrer Kindheit ohne Zwischenstopp direkt in das Schlafzimmer ihres Ehemanns umzogen. Ich pendelte täglich an die New York University, und ein Auslandsjahr in einem Land, das meine Mutter guthieß, war für mich die einzige Möglichkeit gewesen, von zu Hause wegzukommen. Toby und ich unterhielten uns weiter, sahen zu, wie Seth die Kellnerin becircte, und kommentierten das Geschehen wie zwei Sportreporter. Schon nach dem ersten kurzen Wortwechsel wusste ich, dass wir uns verstanden. Unsere Schutzmechanismen waren dieselben: Sarkasmus, Spitzfindigkeit und eine Belesenheit, die, so hofften wir, den Eindruck vermittelte, dass wir klüger waren als alle anderen. Ich mochte ihn. Ich hätte ihn sogar *richtig* gemocht.

Aber: Zwei Stunden später sagte Lori, dass der letzte Bus nach Tel Aviv in einer Viertelstunde fahre. Und er sagte, er würde mich zur Bushaltestelle bringen. Also begann ich aufzustehen, und er auch, doch als er schon aufrecht dastand, ging's bei mir immer noch weiter, drei Zentimeter, fünf Zentimeter, acht Zentimeter. Toby war daran gewöhnt, klein zu sein, ich jedoch nicht daran, sehr groß zu sein. Ich maß nur 1,76 Meter, was groß